



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kunst

Hans Holbeins Initial-Buchstaben mit dem Totentanz. Mit erläuternden Denkversen und einer geschichtlichen Abhandlung über die Totentänze von **Dr. Adolf Ellissen.** Göttingen im Verlag der Dieterichschen Buchhandlung 1849. — Manul-Neudruck mit einem Vorwort von Professor Dr. D. A. Ellissen. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Th. Weicher). 2 M.

Willst du kommen in die Mode,
 Mach dich geltend, sei nicht faul,
 Denn öffnest du nicht selbst das Maul,
 Die andern schweigen dich zu Tode.

Diese Worte Leutholds hat Adolf Ellissen nicht beherzigt, und er hat es gebüht mit gänzlicher Vergessenheit, die keineswegs verdient ist. Ellissen (1815—1872), feinerzeit der „beliebteste Bürger“ Göttingens, ein furchtloser Vorkämpfer der deutschen Einheit, zur Zeit der hannoverschen Verfassungstreitigkeiten zum Kultusminister vorgeschlagen, Mitglied des konstituierenden Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses, der gefeierte Gelehrte, in Athen zwar berühmter als im Vaterland, Freund Goedes und Hoffmanns v. Fallersleben, der sprachschöpferische Übersetzer chinesischer und neugriechischer Poesien, ein Redner, an dessen Kraft alte Hannoveraner noch mit Entzücken und tiefem Erschauern denken — dabei ein Charakter von seltener Reinheit, weich wie ein Mädchen und doch von harter zäher Energie des tiefüberzeugten Mannes — eine edle Blüte vom Stammbaum einer alten hannoverschen Gelehrtenfamilie — er ist für die Nachwelt verloren, weil ihm die „goldene Rücksichtslosigkeit“, die „eigenen Ellenbogen“ fehlten. Aber hoffentlich doch nicht so ganz. Der Sohn

hat den liederreichen, zu früh verschlossenen Mund des Vaters wieder geöffnet, indem er einen Neudruck der packenden Verse zu Holbeins Totentanzalphabet veranstaltete. Die Verse sind 1847 gedichtet, aber erst nach der Revolution gedruckt.

Ellissen, der gelehrte Studien über die Geschichte der Totentänze gemacht und die Früchte seiner Forschungen in einer Abhandlung den Versen beigefügt hat, gab mit Heinrich Loedel, der 1842 (die Stöcke waren natürlich nicht mehr vorhanden) die Initialen den Originalholzschnitten im Dresdener Kabinett nachgeschnitten hatte, das Buch heraus. Ellissen nahm an, daß die Initialen ursprünglich einem sinnverwandten Text als Schmuck dienen sollten; dieser Text ist aber verloren gegangen oder niemals ausgeführt worden, und die Absicht Ellissens war es, einen Text im Stil der Holzschnitte herzustellen. Dazu war der feinfühligste Uebersetzer ganz besonders befähigt. Die wuchtige Kernkraft derben Humors, wodurch die schauerliche, immer wiederholte Vorstellung des Knochenmannes zugleich erhoben und gemildert wird, hat Ellissen so prachtvoll herausgeföhlt und in Worte umgegossen, daß Wort und Bild geradezu unheimlich ineinanderpaffen. Es ist ein Rätsel, daß diese klassische Interpretation trotz der Beliebtheit der Bilder unbekannt geblieben ist. Die höhnisch grinsende Frage des Todes verwandelt sich in den milden Tröster, den Tod als Freund, für die Nonne:

Haft Zeit, vom Wachen, Beten, Fasten,
 In seinem treuen Arm zu rasten.

Der Säufer wird tüchtig ausgelacht, aber auch für ihn hat der Tod noch einen einleuchtenden Trost bereit:

Will nun der Wirt auch nicht mehr borgen,
Sei um die Zeche ohne Sorgen!
Verschlaf den Mauth in meiner Kammer
Und fürchte keinen Magenjammer.

Zurchtbar erhaben geht der Tod mit dem
Kaiser ins Gericht:

Cäsars Erbe, du Herrscher der Welt!
Hast stolz zur Wehre Dich gestellt,
Trittst mir hochfahrend und verwegen,
Aufrecht, wie's Kaisern ziemt, entgegen,
Schlägst mich ins Antlitz, wie vor der Zeit
Dem Recht, der Treu' und Menschlichkeit.
Schlag Kaiser! — wirfst mir den Schädel
nicht spalten!

Hätt'st lieber den Erdball festgehalten,
Den schlaff die Hand entrollen läßt!
Sechs Schuh breit Erde bleibt dir fest.

Überall trifft Gliffen den ursprünglichen
volkstümlichen Holzschnittstil, wie ihn von
seinen Zeitgenossen in Worten vielleicht
niemand, im Bilde nur Rethel getroffen hat.

Das kleine Buch ist von der Verlags-
handlung in stilvollem Einband wieder in
die Welt geschickt worden, wo es hoffentlich
bessere Aufnahme finden wird als bei seiner
ersten Reise. Fritz Tychow = Einbeck

Bildungsfragen

**Das Tischgespräch im Dienst der Jugend-
bildung.** Unter den mancherlei Bildungs-
möglichkeiten, die eine besonders enge Be-
rührung zwischen Schule und Haus aufweisen,
könnte das tägliche Familiengespräch bei Tisch
einen hervorragenden Platz einnehmen. Warum
tut es das nun nicht in Wirklichkeit? Das
ist ein weites Feld, könnte man darauf mit
Fontane auch hier antworten. Aber das
„quieta non movere“ ist erfahrungsmäßig
immer da am ersten zur Hand, wo eine nähere
Untersuchung Grundschäden unserer ganzen
heutigen Lebensweise würde sichtbar werden
lassen. Nun, wem es ernsthaft um das Wohl
der künftigen Generation zu tun ist, darf davor
doch nicht zurückschrecken.

Die Hast und Unrast, mit der sich nament-
lich in Großstädten das Berufsleben der
Männer und das ganze gesellschaftliche Leben
abspielen, hat die Zeit, die für das Beisammen-
sein der Familie zu Tisch aufgewendet werden
darf, mindestens an den Wochentagen immer

mehr zusammenschrumpfen lassen. Und auch
an Sonn- und Feiertagen beeinträchtigt nicht
selten in bürgerlichen Familien die Rücksicht
auf die Freiheit der Diensthöten die Ge-
müthlichkeit bei Tisch. So ist es dahin ge-
kommen, daß die schleunige Erledigung der
Speisenzufuhr für den Körper vielfach auch
schon zu einem reinen Geschäft, zu einer bloßen
Notwendigkeit herabgesunken ist. Und doch
könnte hier, wenn irgendwo, die Notwendig-
keit mit Anmut umkleidet werden. Schon
vom rein hygienischen Standpunkt aus müßte
eingesehen werden, daß, wenn die Seele ent-
laden vom Druck der Geschäfte freier spielt,
dieser Zustand auch für die gedeichlichere Wir-
kung der physischen Nahrungsaufnahme unver-
hältnismäßig günstiger ist. Besonders traurig
aber liegt der Fall dann, wenn der Beruf
des Familienvaters es kaum je oder doch nur
unregelmäßig gestattet, mit den schulpflichtigen
Kindern zusammen zu speisen. Von seiten der
Schule ist deshalb hier schon ein weites Ent-
gegenkommen gezeigt worden. Denn für die
Abschaffung oder gehörige Einschränkung des
Nachmittagsunterrichts unter Einführung der
Kurzstunden ist gerade auch der Gesichtspunkt
maßgebend gewesen, daß die Gemeinsamkeit
der Familienmahlzeiten in größerem Umfange
ermöglicht werde. Nun unterliegt es gar
keinem Zweifel, daß in sehr weiten Kreisen
unseres Volkes, und zwar mit ganz beson-
derer Betonung des norddeutschen Teiles, das
Problem, das in dem Abwägen der Berufs-
und der Familienpflicht besteht, unbedingt zu-
gunsten der Berufspflicht entschieden wird: der
kategorische Imperativ der Kantischen Pflichten-
lehre ist nicht umsonst ein Ergebnis norddeutsch-
preussischer Kultur. Indessen jenes Abwägen
ist doch eben ein Problem, und wenn sich
zeigen sollte, daß unter der dauernden Be-
einträchtigung der Familienpflichten in weiten
Berufskreisen — in unserem Fall ist es also
der dauernd behinderte Verkehr mit der
eigenen schulpflichtigen Nachkommenschaft —
die Beschaffenheit der ganzen künftigen Ge-
neration leidet, so bedarf es doch wohl des
sehr eindringlichen Nachdenkens darüber, wie
dem gesteuert werden könnte. Durch weit-
ausgedehntes gemeinsames Vorgehen der Be-
rufsgenossen muß eine Änderung herbeigeführt
werden können. Es wird freilich zunächst

darauf ankommen, sich von dem ganzen Ernst der voraussichtlichen Schädigung der eigenen Kinder gründlich zu überzeugen. In allen Fällen dagegen, wo die hochgesteigerte Erwerbslust, die die günstige Konjunktur nicht versäumen will, wo die Pflege sogenannter gesellschaftlicher Verpflichtungen, die auf Befriedigung der Eitelkeit, auf Anknüpfung von „Konnexionen“ u. a. hinauslaufen, die Ursache der Vernachlässigung der Familienpflichten werden, ist durch eine bloße Sinnesänderung das Übel aus dem Grunde zu heilen. Denn unser deutsches Volk, das nach langer, langer Zeit des Denkens und des Dichtens endlich wieder ein Volk der Tat wurde und als Ergänzung zu seinem Weltruhm in Kunst und Wissenschaft sich auch als Handels- und Industriebolk durch die Erzeugung materieller Werte zu einem besonders gefährlichen Nebenbuhler auf dem Weltmarkt emporshawang, dieses Volk kann doch nicht wollen, daß dieser neue Weltruhm erkauft werde mit der Verkümmern eines seiner allerherrlichsten und allerwertvollsten Vorzüge, des Familienfinns.

Daß in allen den Fällen, wo die Umstände sonst nur eine seltene Berührung der Familienglieder während des Alltags gestatten, das Tischgespräch in erster Linie die eigentlichen Familienangelegenheiten zum Gegenstand haben wird, ist nur natürlich. Aber für ebenso natürlich halte ich es, daß gegenüber der Jugend, die den Vormittag über in der Schule gewesen ist, dieses ihr Haupterlebnis am Tage auch als ein Hauptthema eingeräumt wird. Vorausgesetzt wird dabei, daß die Eltern im Laufe der Zeit den Kindern den Takt anerkennen, nicht im übeln Sinne „aus der Schule zu plaudern“. Ja, Goethe, der überall einen unerschöpflichen Erfahrungsreichtum bedeutet, meinte sogar: „Man könnte erzogene Kinder gebären, wenn nur die Eltern erzogener wären.“ Sonst aber ist es durchaus erwünscht, daß das Kind möglichst viel von dem äußeren und inneren Leben in der Schule berichtet. Soll doch jeder Lehrer so unterrichten, als ob die Eltern beständig zugegen wären, denen er ja auf alle Fälle verantwortlich ist. Was aber der Schüler, auch der der höheren Lehranstalten, von Sexta an bis hinauf nach Prima, auch nur von einem einzigen Vormittag berichten

könnte, enthält eine so erdrückende Fülle von Bildungstoffen, daß, wenn auch nur ein geringer Teil davon zum Gegenstand des Gesprächs wird, dies sehr fruchtbare Folgen haben kann. In der wünschenswertesten Weise wird dadurch auch bei den Eltern wieder so manches lebendig gemacht, was lange unter der Schwelle des Bewußtseins gelegen, so manches angeregt, was Veranlassung gibt, sich weiter danach anzutun und die eigene Bildung zu ergänzen. Mit dieser eigenen Allgemeinbildung steht es nämlich heute gar nicht so besonders glänzend, eine traurige Folge der frühen Zerspaltung in Fachwissen und Berufswissen und der Infolge der Raslosigkeit und Oberflächlichkeit des Lebens mangelnden Zeit.

Die Befürchtung aber, es brächte die Jugend aus den gelehrten Schulen, zumal aus dem humanistischen Gymnasium, ein veraltetes Bildungsideal ins Haus, ist nicht gerechtfertigt. Auch auf dem Gymnasium und gerade in den altsprachlichen Fächern wird heute in einem erfreulich hohen Grade die Fühlung mit der Gegenwart hergestellt. Wenn das große Publikum, auch das der sogenannten Gebildeten, das noch nicht weiß, so liegt das ganz wesentlich daran, daß es die Gelegenheit nicht gehörig benützt — eben etwa im Tischgespräch — sich davon zu überzeugen. Gewiß werden in der Regel bei einer familiärentisch-Unterhaltung nicht der binomische Lehrsatz oder die verallgemeinernden Relativsätze aus der griechischen Grammatik den fruchtbarsten Schulstoff abgeben. Dafür tun es aber bei hundertfältiger Gelegenheit die alte wie die moderne Schriftstellerlektüre, die Geschichte und Erdkunde, die Religion und Naturkunde, nicht zu vergessen die sogenannten technischen Fächer, wie Singen, Turnen und Zeichnen.

Es ist jetzt, und zwar mit vollem Recht, so viel die Rede von der Notwendigkeit, die heranwachsende Jugend in die Staatsbürgerkunde einzuführen. Wenn sie geradezu als Unterrichtsgegenstand gefordert wird, so liegt das, wie in so sehr vielen Fällen, daran, daß das Haus nicht mehr eine ihm zufallende Pflicht erfüllen kann oder will. Ich sehe da nun in dem Tischgespräch eine ganz hervorragende Gelegenheit, dem gerecht zu werden. Wenn die Eltern nur nicht die Mühe scheuen, sich der dahingehenden zahllosen Anregungen,

die beinahe in jedem Schulfach geboten werden, zu vergewissern und damit dann in Verbindung bringen, was das Berufsleben des Vaters, was die täglichen Erlebnisse und vor allem auch die Zeitungsnachrichten an Stoff bieten, dann ergibt das eine wünschenswerteste Förderung staatsbürgerlicher Erziehung. Durchaus auch die Mutter mit ihrer Pflicht der Wirtschaftsversorgung und der einschlägigen Warenkenntnis vermag ihr vollgemessenes Teil dazu beizutragen. Denn alle Weltwirtschaftsfragen gehen immer zurück auf Fragen der Hauswirtschaft, so sicher, wie die Gesundheit des Staatsorganismus von der Gesundheit des Familienlebens abhängt. Wofern nur die Neigung der Erwachsenen selbst sich nicht vorzugsweise demjenigen zuwendet, was nur „Sensation“ macht, wird die Erörterung von Parlamentsverhandlungen, Gerichtsverhandlungen, Tagungen von Kongressen, wird des Vaters eigene Tätigkeit in Stadtverordnetenitzungen, in Schöffens- und Schwurgerichtssitzungen, in Kirchenratsitzungen, seine Teilnahme an Vereinsbestrebungen und hundertlei Ähnliches in Verbindung mit dem aus der Schule Mitgebrachten dem Heranwachsenden reiche Frucht bringen für sein Verständnis vom Wesen des Staates und der Tätigkeit des Staatsbürgers.

Allerdings sind alle diejenigen Schüler übel daran, die schon in dem eingeschlagenen Schulbildungswege sich von dem Bildungskreise der eigenen Familie entfernen oder die, selbst aus höheren Schichten stammend, durch die Umstände genötigt, in Pensionen bei kleineren Leuten untergebracht sind. Auf die Erörterung ästhetischer oder wissenschaftlicher Fragen wird hier natürlich verzichtet werden müssen, aber Staatsbürgerkunde ist doch keineswegs ausgeschlossen. Denn dem Sohn des großstädtischen Bankiers oder des Großgrundbesitzers kann es nur dienlich sein, wenn er das Leben des staatlichen Organismus sich auch im Urteil sozial niedriger stehender Schichten spiegeln sieht. Was freilich sonst dagegen spricht, junge Leute, die eine höhere Schule besuchen, in Familien mit nicht gleichwertiger Bildung aufwachsen zu lassen, gehört nicht hierher, es ist aber nicht wenig.

Immer aber soll auch in den Familien der höher Gebildeten bei Tisch um Himmels-
Grenzboten IV 1911

willen kein Bildungsdrill getrieben werden. Und wenn es auch jeweilen ganz angebracht ist und der Jugend reichlich Vergnügen macht, neu erlernte Sprachen auch im Tischgespräch zu üben, die Herrschaft der französischen Mademoiselle oder der englischen Miss will sich uns für die deutsche bürgerliche Familie bei Tisch doch gar nicht ziemen. Mit ihren hundertfach verschiedenen Interessen soll die schulpflichtige Jugend da zur Geltung kommen: der Quintaner soll so gut von dem Verteidigungsplan seiner Burg schwärmen, die er sich im Garten errichtet und die er gegen den Feind verteidigen will, wie der Sekundaner von seiner Fußwanderung am nächsten Sonntag mit den unerläßlichen Anfahrtspostarten und erst recht der Primaner von den Ausichten für die nächste Tanzstunde und der Wirkung seiner neuen Krawatte. Für unvermerkte Förderung der Bildung im Anschluß an die Schulerfahrungen bleibt noch Raum genug.

Gymnasialdirektor Dr. Lorentz-Friedeberg Am.

Tagesfragen

Das peinliche Thema. Professor Karl Lamprecht hat es wieder einmal angeschnitten, und auf dem Hochschullehrertage noch dazu, nämlich das Thema vom wissenschaftlichen Durchschnittshabitus des heutigen Universitätslehrers, vom steigenden Überwuchern eben dieses Durchschnitts und von der darin liegenden Gefahr für das Gesamtniveau und die künftige Geltung deutschen Wissenschaftsbetriebes. Man kann nicht leugnen, daß die Pausen zwischen den einzelnen Vorstößen gerade nach dieser Richtung hin immer kürzer werden, und daß die Sprache der unwilligen Warner an Deutlichkeit zunimmt. Noch weniger läßt sich bestreiten, daß in der Tat die deutsche Universität durch nichts so sehr von ihren ursprünglichen Zwecken nach und nach abgedrängt worden ist als durch ihre Belastung mit der speziellen Aufgabe, unser höheres Beamtenum in Staat und Gemeinde, Kirche und Schule auf die anerkannte Basis zu bringen. Vielleicht ist es da viel zu spät, mit Reformbestrebungen, die einer längst historisch gewordenen Entwicklung gleichsam das erwünschte stille Blätschen abzwacken sollten, jetzt noch Umstände zu machen. Wenn die

deutsche Hochschule oder Universität heute positive Aufgaben von praktischem Nutzen für die geregelte Laufbahn des einzelnen Hörers in einem Umfange zu leisten hat, der diese Aufgabe notwendig weit in den Vordergrund rückt, dann sollte vielmehr von hier aus die Folgerung gezogen werden. Die Sache steht wirklich schon so, daß wir nur noch unseren überkommenen Begriff von der Hochschule zu ändern oder, richtiger, dem damit bereits gegebenen anzupassen brauchen, um nunmehr entschlossen nach einer künftigen Freistatt für die Förderung uninteressierter Forschung auszuschaun.

Gewiß hält es jedesmal schwer, eine zum Aberglauben gewordene Konvention als solchen anzuerkennen, und diese saure Notwendigkeit macht das Thema im letzten Grunde so peinlich. Ist es doch nur ein Quidproquo, allerdings mit besonderem deutschen Heimatsrecht, daß irgendeine Schule, hoch oder nieder, die Forschungen des Menschengesistes über den letzten Bestand hinaus an sich fetten müßte. Weder Cremona noch Wittenwald haben sich als Sitze der Kompositionslehre aufgetan, und die moderne Wirtschaftskunde erwuchs weder im Schatten der Jagger noch der Rothschild; auch Ricardo stellte nur, wie heut eingeräumt wird, den *sutor ultra crepidam* in die Börsensphäre übersetzt dar. Er philosophierte etwa in dem Sinne, wie Gott bei Erschaffung des Menschen sich *Agio*, *Discont* und *Marktpreis* gedacht habe, — wir aber empfangen, längst durch Gewöhnung besänftigt, jahrein und jahraus lauter Hochschulforschungen, dessen Horizontsegment ganz analog verläuft. Ja, der gebildete Laie ist sogar durch Erziehungseinflüsse vielfach dahin gefördert worden, daß er die kommenden Kritiken des Gremiums über ein „wildes“ Werk, dessen Horizont unbescheidene Dimensionen zeigt, richtig vorempfindet und dann aufatmend billigt.

Frühere Generationen haben sich bereits dem peinlichen Thema mit Bewußtsein gegenübergestellt und suchten ihm, weniger besangen als die Urentel, durch Errichtung von wissenschaftlichen Akademien beizukommen. Allein sie unterschätzten dabei die Neigung zur Kurve in der Entwicklung. Heute setzen sich alle älteren und dotierten Akademien aus „Berufenen“ zusammen, nämlich aus Männern in Hochschulämtern; sie bilden den angenehmen Pluralismus der fortgeschrittenen äußeren Laufbahn, gemeinhin die ergänzende *Sinecure* des sinkenden Abends. Das war nicht die ursprüngliche Absicht gewesen. Der Mißbrauch erinnert an den der Würzburger Domherren des ausgehenden Mittelalters, die Walter von der Vogelweide's Stiftung „zur Weide für die Vöglein“ in einen Fonds zur Beschaffung ihrer Frühstückssemmel umdeuteten. In absehbarer Zeit werden die Staatsverwaltungen ernstlich zu prüfen haben, ob sie nicht dem Pensionsfonds die Sorge für das Taschengeld nunmehriger Aufsichtsräte, Industriedirektoren und dergleichen mehr abnehmen sollen. Erwacht erst der frische Luftzug, der ohne Rücksicht auf Podagra weht, dann wird wohl auch einmal erwogen, ob die großen Akademien, nächst entsprechender Reform, nicht besser aus reinen Mitgliedern bestehen sollten, ohne deshalb Altersheime zu werden, und ob die gewissermaßen dann erlöschende Würde der Mitgliedschaft nicht auf Wegen vergeben werden kann, die nach menschenmöglichem Ermessen zugleich zweckdienlich und einwandfrei wären. Übrigens hat man bisweilen bei brennenden Bedarfsfragen lieber zu ganz neuen Schläuchen gegriffen. Und tritt das peinliche Thema ernsterer Pflege unserer Forscherinstinkte, das Fürsorgegesetz deutscher Wissenschaft, in die allgemeine Erörterung ein, so wird sich allerdings auch Vorsicht gegen wurmfischverdächtiges Material für den Neubau durchaus empfehlen. C. U.

